

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Sie ist sanft wie ein Engel und still wie eine Taube,“ sagte die Oberin zu dem Cavalier, der ungeduldig auf den Sitzen des Spechzimmers auf und ab ging.

„Und langsam wie eine Schnecke“, knurrte er.

„Sie wird sogleich hier sein, Herr Durante.“

Als sich Schritte der Tür näherten, warf Durante seinen Hut auf eine Bank. Die Oberin ließ Marie-Anne und Griet, mütterlich lächelnd, vorbei und ging lautlos aus dem Gemach.

„Ich bin gestern,“ sagte Durante und verbeugte sich, „aus Italien zurückgekommen. Ich bin geeilt, um nach Eurer Wohlbedinden zu fragen.“

Marie-Anne sah ihn hilflos an und hielt sich fester an Griets Arm.

„Nehmt Platz, ich bitte Euch,“ sagte sie leise. In ihrer Stimme hörte man ihr Herz klopfen.

„Darf ich hoffen, daß es Euch wohl geht?“

Marie-Anne stiegen die Tränen auf. Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Herr Durante,“ sagte Griet, „wie lange will der Herr Kardinal die Gräfin noch quälen?“

„Ah, du bist auch da? Uebrigens, da ich dich sehe, erinnere ich mich, daß ich bei Mantua jenen Burschen traf, jenen —“

„Werth!“ rief Griet und hob die Hände.

„Ich glaube wohl, Werth. Er läßt sich jetzt Oberst nennen und hat ein Weib genommen. Eine Mantuaner Dame, wie man sagt.“

Marie-Anne umarmte Griet; man wußte nicht, wollte sie Halt suchen oder Trost spenden. Durante sah gelassen zu Boden und fuhr dann fort:

„Uebrigens ist die Frage, wie lange der Herr Kardinal die Gräfin noch quälen wolle, töricht. Ich weiß nicht, was mit dieser Frage gemeint ist. Denn ich bin der Ansicht, daß die Gräfin nach ihrem eigenen Wunsche hier wohnt.“

„Versetzt Euch nicht, Herr Durante, ich bitte Euch,“ sagte Marie-Anne und sah ihn an. „Ihr wißt so gut, wie ich es weiß, daß ich hier gefangen bin, daß ich eingekerkert bin, daß ich schlimmer behandelt werde als eine Verbrecherin.“

„Wenn Ihr wirklich die Wahrheit redet, so steht es doch jederzeit bei Euch, eine standesgemäße Heirat zu machen, wie der Herr Kardinal, Euer Vormund, dem Ihr, verzeiht, mit Undank lohnt, Euch vorgeschlagen.“

„Schweig doch, ich bitte Euch,“ rief die Gräfin. „Man soll mich freigeben. Soll mich nach Deutschland oder Flanbern reisen lassen.“

„Mitten hinein in die Kriegssurie? Uebel denkt Ihr vom Herrn Kardinal, wenn Ihr meint, daß er Euch solchen Gefahren aussetzen würde.“

„Dann will ich in den Staaten des Königs bleiben; ich will in ein Asyl mich vertriehen, wo ich niemand störe.“

„Das habt Ihr hier.“

„Hier, wo ich —?“ Sie brach in Schluchzen aus.

„Sie wird schwächer von Tag zu Tag,“ sagte Griet.

„Ich werde den Arzt senden, den Leitbarzt Seiner Eminenz.“

„Nein, nein!“ rief die Gräfin. „Fort will ich — hinaus.“

„Aber, ich bitte Euch — befehlt nur, und morgen hält die Kutsche des Herrn de Jussac vor dem Kloster, und ich gebe Euch mein Wort, daß der Herr Kardinal zu Eurer Hochzeit kommen wird.“

„Griet! Bring mich fort von diesem Menschen!“

„Noch nicht,“ sagte Durante und stand auf. Der Mensch, von dem Ihr sprecht, ist Euer Freund,“ (Marie-Anne schlug die Hände vors Gesicht) „ist Euer Freund. Eu er Freund wird den Herrn Kardinal bitten, Euch einen anderen Wohnort anzuweisen.“

„Wie?“

„Ein anderes Kloster, um deutlich zu sein. Vielleicht St. Petrus mit dem Schlüssel in der Normandie. Es ist allerdings dort noch ein wenig stiller als hier, aber bedenkt, Ihr habt Torheiten begangen. Ihr seid noch nicht ruhig genug geworden, und der Herr Kardinal liebt Euch zu sehr, um Euch wieder solche Abenteuer unternehmen zu lassen wie damals — Ihr wißt.“

Marie-Anne antwortete nicht mehr. Aber Griet trat dicht vor Durante hin und sagte sehr fest:

„Es gibt keinen falscheren Menschen als Euch. Das wissen wir. Wir wissen auch, daß Herr Werth kein Weib genommen hat. Wissen es zuverlässlich!“

„Woher?“ fragte Durante unbedacht.

„Zerbrecht Euch den Kopf, Herr Durante,“ rief Griet triumphierend, denn sie freute sich, daß ihre List gelungen. „Zerbrecht Euch den Kopf!“

„Par le mort bleu!“ schrie Durante und riß an dem Klingelzug. Aber Griet zog Marie-Anne mit sich fort, indem sie lachte. Sie hörte noch, wie Durante unten tobte:

„Saubere Botschaft für meinen Herrn! Es sind Briefe ins Kloster gekommen, jawohl, leugnet es nicht ab!“

Ober saß Marie-Anne erschöpft in ihren Lehnsessel. Sie sagte müde:

„Du glaubst noch immer an die Menschen. Sie könnten dir das Aergste antun, und du würdest noch immer an sie glauben.“

„Ja“, lachte Griet und ging in der schmalen Zelle tänzelnd auf und nieder. Sie nickte dem handgroßen Spiegelchen zu: „Keinen Glückwunsch, Griet, Glückstind; Jan ist Oberst. Ich möchte dich küssen, Griet.“

Marie-Anne hielt sie am Kleide fest.



„Du glaubst wirklich, Griet, daß dein Jan —?“  
 „Oberst geworden ist. Der Franzos hat uns mit dieser Nachricht kränken wollen, sonst hätte er es nicht gesagt. Wie er wohl aussieht, der Jan? Braun sicher und mit einem großen Schnurbart, vielleicht mit ein paar Narben über der Nase. Aber seine Augen müssen die alten sein. Die guten, kleinen, strahlenden Augen.“

„Nun freust du dich. Und ich —?“

„Du mit, Herzengräfin! Jan ist treu! Die einzige Botschaft, die bis zu uns drang, lautete: Jan ist treu! Weist du's nicht mehr? Er wird uns retten, so oder so. Er vergißt uns nicht.“

Marie-Anne schüttelte den Kopf.

„Doch, doch! Und sollte er warten müssen, bis er General ist. Aber dann, dann kommt er mit seinen waderen Regimentern nach Paris und —! Wenn wir nur einen einzigen treuen Menschen fänden, der ihm Nachricht brächte!“

Griet trat zum Fenster. Wenn sie ihr Gesicht fest an die Eisenstäbe preßte, konnte sie noch einen Streifen des Gassengrundes sehen. Sie fing plötzlich hell an zu singen:

„Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz,  
 Einen Winter lang war er König,  
 Einen Winter lang steckte ihm Böhmen im Hals,  
 Dann —“

„Griet! Griet! Weshalb singst du?“

„Der heilige Alphonus steht vor seinem Gewölbe. Ich sehe gerade auf sein öggländendes, langes Haar. Er hört mich wohl, denn er schielt unruhig umher, wie ein Roter, der gern möchte, aber Angst hat.“

„Um Gott, Griet, willst du dem eine Botschaft für Jan geben?“

„Nein, der schwarzhaarige Holunke ist falsch. Nur nedem will ich ihn.“

„Du Kind!“

„Lass mich. — O weh“, rief sie plötzlich und sang dann, so laut sie konnte:

„Und als die Schlacht geschlagen war,  
 Da hatt' er verloren Pferd, Schwert und Land.  
 So wird die Falschheit immerdar  
 In Schanden werden durch Gottes Hand!  
 In Schanden werden durch Gottes Hand!“

„Ich bitte dich, Griet, schließ das Fenster!“

„Ja, jetzt. Aber diesen schönen Vers mußte ich noch singen. Gerade ging Herr Durante unten vorbei, und der heilige Alphonus verschwand, als er ihn sah, mit vielen Verbeugungen.“

„Hat dich Durante gesehen?“

„Nein, aber gehört. Ich weiß es. Aber er ging nicht einmal schneller. Oh, der hat ein hartes Herz.“

Die Oberin trat erregt ein.

„Hier ist gefangen worden. In einem Kloster gefangen! Ich werde die Fenster mit Brettern vernageln lassen müssen.“ Griet lächelte ihre Hand.

„Ich bin's gewesen, ehrwürdige Mutter. Verzeiht mir.“

Aber läßt Marie-Anne nicht wegen meiner leiden!“

Die Oberin gab ihr einen leichten Bodenstreich.

„Ich habe euch ja lieb! Aber der Kardinal ist ein strenger Herr. Weint nicht, Marie-Anne, ich tue euch nichts Böses.“

Gerade jetzt dachte Jan allerdings nicht an Paris.

Als Durante das Auserhebungskloster verließ, saß Jan im „Roten Hahn“ zu Nördlingen an der Tafel, zusammen mit dem Generalwachtmeister Fürstenberg, dem General Aldringhen und einigen Obersten der italienischen Armee, die sich seit Wochen in Franken und Schwaben herumdrückte, um die Reichsstädte zur Vernunft zu bringen. Denn Magdeburg war gefallen, vom Schwedenkönig war nicht viel zu hören, und die Kaiserlichen hatten Oberwasser.

Die Fenster standen offen. Der Abendwind, der die großen Ulmen an der Georgskirche bewegte, strich den Offizieren um die weingelbenden Stirnen.

„Wischt Euch dreimal das Maul“, rief Aldringhen einem Obersten zu, „dann habt Ihr den bayrischen Sold!“ Er schlug auf den Tisch.

„Sold? Von Bayern Sold, von den Reichsständen Sold? Greif zu, Bruder, praktizier' Wallensteinsche Maxime.“ „Sold liegt überall“, sagte der.

„Haben ihn drum auch abgesetzt?“

„Wer hat ihn abgesetzt?“ schrie Aldringhen.

„Der Kaiser.“

„Rein, der Kurfürst von Bayern, der Herr Maximilian! Und die Dreckschneisen von Reichsfürsten haben ihm zugestimmt. Und weshalb? Angst hatten sie vor ihm, weil seine Soldaten zu essen haben wollten, und weil sie an ihm hingen.“ „Freßt, sterkt“, sagte Wallenstein, „wo ihr Futter findet, und wär's in kurfürstlich bayrischem Gebiet.“ — Nur ja nichts opfern! Die Keger ausröten, ja. Aber es darf nichts kosten. Dreckschneisen, alleamt.“

Jan saß besinnlich da und trank andächtig und mit kleinen Schlucken. Sah nett aus in Deutschland, wenn's so war.

Und da trat ein schlanker Graukopf in die Tür, schwarz von Kopf bis zu Fuß, mit einer großmächtigen goldenen Kette über der Brust.

„Neumann!“

Aldringhen fuhr hoch und schwankte nach der Tür. Er umarmte den gutmütig lächelnden und zog ihn an seiner goldenen Kette an die Tafel.

„Den Herren präsentier' ich hier den Hofkriegsrat Neumann aus Wien. — Sey' dich, Herzbruder. Wo wehst du daher?“

„Bin auf München zu. Ich hörte hier, daß der General Aldringhen —“

„Und bekamst Sehnsucht, Bruderherz, nach dem guten, alten Aldringhen. Das lohn' dir die heilige Jungfrau. Trinkt!“

„Ihr seid immer noch frisch und allewege lustig. Kein Wunder! Ihr zieht durchs Reich, hierhin, dorthin, schlägt zu, macht Beute — und so ein Hofkriegsrat sitzt in seiner Kanzlei oder fährt in der Kutsche durchs Land, und der Bauer gloyt und zieht die Kappe. Und hat man etwas ausgedacht der gemeinsamen katholischen Sache zum Vorteil, so werft ihr Kriegsleute es mit dem Schwerte wieder um.“

„Oder unser gnädigster Kurfürst mit dem Maul.“ —

Der Rat stimmte in das wilde Gelächter diskret ein. Jan wollte von anderen Dingen erfahren und neigte sich vor:

„Weiß der Herr Rat, wie es mit Schweden steht?“

„Herrlich. Man könnte wünschen, einem protestantischen Reichsfürsten zu dienen.“

„Wird man also bald die Kanonen donnern hören?“

„Euer Generalissimus, Herr Graf Tilly, marschirt und weicht und rückt vor und marschirt. Er hat kein Zutrauen.“

„Soll draufgehen, dann kommt das Zutrauen von selber“, sagte Jan, und seine Augen blitzten.

„Ja, Hans“, sagte Aldringhen und hob den Pokal, „aber zum Draufgehen gehört Willen, und den hat er nicht. Er nicht, und keiner hat ihn.“

„Der Kaiser“, sprach der Rat vor sich hin.

Aldringhen hatte die zwei Worte vernommen, aber trotz des Weins, der in ihm rumorte, ließ er sich nichts merken.

„Sag' mir doch, Neumann, was ich tun soll. Der Kurfürst will drei Regimenter nach Donauwörth haben, der Tilly mein Korps nach Thüringen, der Kaiser schreibt mir, ich soll nach Böhmen ziehen, wo Wallenstein gegen die Sachsen steht. Behr' mich das Kunststück, wie ich's machen soll.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der gute Major.

Eine Erzählung von Wilhelm Hagen.

„Nun wären wir ja endlich über den Berg! Die Wunde heilt, die Eiterung ist weg, ein paar Wochen noch und wir haben Sie wieder auf die Beine gebracht, Herr Leutnant!“

Der alte Stabsarzt schob die Decke über das Bett, in dem noch blaß und matt, aber mit klaren Augen der junge Infanterie-Offizier lag, wandte sich zur Schwester, die ihm beim Verbinden geholfen hatte und nun im kleinen Lazarettzimmer noch etwas Ordnung machte: „Ich danke Ihnen, Schwester Marie, und ich will Sie nicht weiter in Anbruch nehmen. Ich bleibe noch eine kleine Weile bei dem Herrn Leutnant. Wenn etwas ist, rufen Sie mich.“ Leise, fast geräuschlos verließ die Schwester das Zimmer und schloß die Türe hinter sich. Der Stabsarzt nahm gemächlich neben dem Bette Platz, während ihn der Offizier verwundert und fragend ansah.

„Sie wundern sich wahrscheinlich, Herr Leutnant, daß ich mich so ein'ach bei Ihnen zu Gaste lade, aber ich will Ihnen gleich sagen, warum ich das tue. Ich möchte mir nämlich etwas von Ihnen erzählen lassen.“

„Wenn ich dazu in der Lage bin —“

„Ich glaube ja. Sie standen doch beim Bataillon meines Freundes Ober, nicht wahr?“

„Gewiß, Herr Stabsarzt.“

„Sie waren auch bei ihm, als er fiel, wenn ich recht unterrichtet bin?“



„Ja wohl. Und da wünschen Sie wohl Näheres darüber zu erfahren?“

„Darum möchte ich Sie bitten, Herr Leutnant. Ich wollte mit das schon längst von Ihnen erzählen lassen, aber nun habe ich doch wenigstens Ihren ersten feierlichen Tag abgewartet. Und dann — es geschieht nicht wegen mir allein: Ich war nicht nur Eders Freund, sondern auch sein Hausarzt. Ich habe sogar in der Familie verkehrt und nun seiner armen kleinen Frau versprochen, Nachforschungen anzustellen.“

Der Leutnant sah den Stabsarzt nachdenklich an: „Sie sollen alles erfahren, was ich weiß, und es freut mich, daß ich Ihnen sehr viel erzählen kann. Auch ich habe an unserem guten Major einen väterlichen Freund verloren. Er starb als Held. Was aber seinem Tode voranging, das ist die ergreifendste Geschichte, die ich je gelesen oder miterlebt habe. Hören Sie mich an: Sie wissen vielleicht, daß Major Eder etwa zu Anfang Dezember unser Bataillon übernahm, nachdem Major Madlehner bei einem tollkühnen Nachtangriff gefallen war. Madlehner war in allem das Gegenteil von Eder gewesen. Für einen ungewöhnlich schneidigen, ja tollkühnen, wagemutigen Soldaten belamen wir in Eder einen ruhigen, umsichtigen, gütigen Vorgesetzten und waren mit dem Wechsel wohl zufrieden. Hatte man Madlehner als Helden bewundert und verehrt, so liebte man Eder wie einen Vater. Besonders ich trat bald in ein näheres Verhältnis zu ihm. Durch ein paar unbedeutende Vorfälle kamen wir in Berührung miteinander, er zog mich häufig ins Gespräch, obwohl ich jünger Leutnant sein Sohn hätte sein können, und fast immer traf es sich, daß wir einer Meinung waren. Weniger zufrieden mit ihm war mein Kompagniekamerad Löwe, der an Eder eben jene Tollkühnheit vermisse, die seinen Vorgänger ausgezeichnet hatte. Selbst ein wagemutiger Draufgänger, fand er das vorsichtige, ruhige Wesen Eders langweilig und so bildete sich bald zwischen ihnen eine gewisse Gegnerschaft heraus, die Eder stets zu mildern suchte, indem er in seiner ruhigen, sachlichen Weise seine Maßnahmen traf und mit einer feinen Ueberlegenheit dem Jüngeren gegenüber seinen Standpunkt vertrat. Aber Löwe ließ sich nicht befehren. Er erklärte uns stets wieder, Eder wäre ein unverbesserlicher Feimieder, der ihm nicht imponieren könne.“

So vergehen die nächsten Wochen, in denen wir gelegentlich kleine Teilerfolge errangen oder auch einmal vorübergehend zurück mußten, wie es eben der Kampf in den Bogenen mit sich bringt. Da wurde unser Regiment gegen Ende Oktober nordwestlich Tann angelegt, um einen Höhenzug, der von der Grenze her in südöstlicher Richtung verlief, vom Feinde zu säubern. Unser Bataillon, durch vorhergehende Kämpfe ziemlich geschwächt, sollte von Süden her in langsamem Vordringen die gewaltigen Hänge säubern. Bis Anfang November gelang es uns, den untern Berg allmählich zu nehmen. Es blieb nur noch ein steiler, bewaldeter Abhang unter einem kleinen Hochplateau, auf dem eine von den Franzosen stark besetzte Ferme lag. War dieses Gehölz erobert, so konnte es nicht mehr schwer sein, das Hochplateau zu halten und von dort aus auch den eigentlichen Gipfel, der sich weiter westlich erhob, zu gewinnen. Die Erstürmung dieser Ferme war somit für die nächsten Tage unser Ziel, aber ihre günstige Lage erschwerte jeden Angriff ungebühr. Der Berg sprang hier an seinem höchsten Ende weit ins Land vor und bildete eine natürliche Befestigung. Gegen Westen spaltete eine tiefe Schlucht den Gang in zwei Teile, welche unten durch eine kleine Waldwiese getrennt war. Diese Waldwiese konnte sowohl von der Ferme wie vom Gipfel aus bestreicht werden. Sie endete oben in einem verlassenen Steinbruch, dessen steile Wände bis unmittelbar unter die Ferme reichten. Diese Schlucht galt es zu vermeiden und so blieb uns nur der Angriff den bewaldeten Hang hinauf. Nur waren aber vom Waldrand bis an das Gehölz noch etliche 100 Meter über die freie Wiese zurückzulegen. Unsere ersten fünf Sturmangriffe scheiterten hier unter dem mörderischen Feuer der Franzosen, die in der Ferme vorläufig gedeckt lagen, während unser Angriff ihren Maschinengewehren die besten Ziele bot. Gerade unser letzter Angriff hatte uns schwere Verluste gebracht. Gleich zu Beginn waren zwei Hauptleute gefallen, ich hatte die Führung unserer Kompagnie übernehmen müssen, während Löwe die Trümmer der dritten Kompagnie aus dem Feuer führte, die all ihre Offiziere verloren hatte. Nicht nur viel mehr als 400 Mann kamen wieder in den Schutz des dedenden Waldes und eine tiefe Niedergeschlagenheit stand auf allen Mienen zu lesen. Nur Leutnant Löwe trat in verbissener Mut vor Major Eder hin und rief:

„Ich bitte gehorsamst, mir einen nochmaligen Sturm zu gestatten, Herr Major. Die Ferme muß fallen.“ Der Major sah erschütterter auf die Reste seines Bataillons und schüttelte mit dem Kopf: „Nein, Herr Leutnant, ich kann das nicht verantworten.“ Es ist ganz gleichgültig, ob diese Ferme heute fällt oder übermorgen. Was wir tun konnten, haben wir getan. Nun soll uns morgen Artillerie helfen, das Nest zuwanzuzuschießen.“ Der Leutnant sah seinen Vorgesetzten stark an: „Es wäre eine besondere Ehre für uns, die Ferme ohne Hilfe der Artillerie genommen zu haben. Ich bitte den Herrn Major mit zu gestatten, mit Freiwilligen.“ Der Major winkte energisch ab: „Auf keinen Fall, Herr Leutnant! Ich habe nicht nur Ferme zu stürmen, sondern auch über das Schicksal meiner Leute zu wachen. Es ist genug für heute.“ Der Leutnant salutierte stumm und ging abwärts. Der Major ließ sammeln, stellte Posten aus und sandte eine Patrouille zurück mit bitt. Bitte um Artillerieunterstützung.

Au diesem Abend saßen wir müde und zerschlagen im Walde umher. Der Major schlief, an eine Tanne gelehnt, während wir Offiziere in einem mühsam aufrecht erhaltenen Gespräch die Zeit vertreiben. Löwe eiferte noch immer gegen den Befehl des Majors. Er war wütend, daß ihm seine Bitte nicht gestattet worden war und wünschte die Artillerie zum Teufel. Niemand widersprach ihm so recht, obgleich wohl fast jeder von uns die Maßnahmen Eders billigte. Allmählich verlor sich das Gespräch und die Nacht senkte sich nieder.

Ich schlief noch am andern Morgen, als ein krachender Kanonenschuß das ganze Bataillon alarmierte. Unsere Artillerie beschloß die Ferme und es dauerte nicht sehr lange, so stieg Rauch aus den Gebäuden auf und die Franzosen mußten ihre Deckung verlassen. Da kommandierte unser Major selbst den Sturm und eine Viertelstunde darauf war die Ferme unser. Wir hatten zehn Tote und einige Verwundete und im Hof der Ferme stand freudig strahlend Major Eder und rief Leutnant Löwe zu sich heran: „Nun, Herr Kamerad, vergeben Sie mir es jetzt, daß ich einem halben Hundert unserer Soldaten das Leben gerettet habe? Löwe stand starrum und entgegnete mit kühlter Höflichkeit: „Die Ferme ist unser, im übrigen mag ich mir kein Urteil an.“ Ueber Eders offenes frohes Gesicht huschte ein leiser Aerger. Aber er riß sich zusammen und gab seine Befehle weiter. Wir richteten uns auf dem eroberten Gutshof ein, löschten die Brände und teilten uns in die wenigen vorhandenen Räumlichkeiten. Ein paar Zimmer des weitläufigen Bauernhauses wurden für die Offiziere bestimmt, während die Mannschaft in einem riesigen Heubause, der im Hofe aufgeschichtet war, Unterkommen fand. Wir kochten ab und dachten an nichts schlimmes, als mit einemmal Granaten über dem Gutshof plätsch. Gleich der erste Schuß war ein Volltreffer und setzte eine kleine Scheune in Brand. Und ehe wir uns noch richtig klar werden konnten darüber, daß die feindliche Artillerie, welche die Entfernung genau kennen mußte, vom Gipfel des Berges herüber schoß, befanden wir uns mitten in einem vernichtenden Schrapnellfeuer. Plötzlich, man wußte nicht wie es geschehen war, brannte der Heubause lichterloh, eine ganze Anzahl unserer braven Soldaten, deren Uniformen in hellen Flammen standen, ließen schreiend im Hof umher und die Verwirrung stieg aufs Höchste. Raum war durch unsere Bemühungen die Ordnung wieder einigermaßen hergestellt, griffen auch schon die Franzosen wieder an und zwar mit einer Uebermacht, der wir nicht lange standhalten vermochten. Wir wehrten uns, so lange es ging, in der Hoffnung, von dem Nachbarbataillon Verstärkung zu erhalten, es war umsonst. Wir mußten zurück und als in diesem Moment ein geschickt vorbereiteter Vorstoß der Franzosen in die Ferme einbrach, wurde unser Bataillon auch noch in zwei Hälften gespalten, während die größere Hälfte den bewaldeten Abhang wieder gewann, wurde ein Halbzug mit Eder, Löwe und mir nach dem Steinbruch zu abgedrängt und von einer vielleicht fünffachen Uebermacht den Hang hinuntergeworfen. Etwa 20 Mann kamen wohlbehalten unten an. Dann hatten wir noch ungefähr ebenso viele Verwundete und auch einige Tote. Der Major war verzweifelt. Niemand konnte ihm einen Vorwurf machen, aber es ging ihm doch nahe, daß die Ferme wieder verloren war und wir so schwere Verluste erlitten hatten. Und ehe wir noch Zeit hatten, uns weiter zu überlegen, erhielten wir im Steinbruch auch schon Granatfeuer vom Gipfel herüber. Wir deckten uns so gut es ging und versuchten nach Osten um den Bergvorsprung herum zu unseren Leuten zu gelangen. Aber auch das schien unmöglich, denn durch den an dieser Stelle ziemlich lichten Wald pflüchten die Kugeln der Franzosen, die inzwischen oben den Hang besetzt hatten. Die Situation war verzweifelt und erschien fast aussichtslos, als auch noch von Westen her eine Kompagnie Alpenjäger gegen den Steinbruch vorstieß. Was sollten wir tun? Die Verwundeten im Stiche lassen? Einen Versuch machen, durch das Feuer des Feindes hindurchzukommen? Wir wußten es im Augenblick selbst nicht. Einige unserer Leute begannen schlapp zu werden und so kam der Major zu dem Entschluß, sich gefangen zu geben. Raum aber hatte er das ausgesprochen, da fuhr Löwe wie rasend auf: „Niemand. Lieber tot als das. Der Mut hat, folge mir.“ Damit stürzte er davon, einige Beherzte hinter ihm drein. Major Eder war bei diesen Worten aschfahl geworden. Dann zog er den Degen, stieß rauh und abgebrochen die Worte heraus, „ein jeder tue, was er für recht hält“, und stürzte hinter Löwe drein. Ich feuerte die paar Leute um mich herum mit einigen Worten an, mir zu folgen und kam eben noch recht, um dem Major ein Löwe beizustehen, als sie sich durch eine große Ueberzahl von Feinden, die den Hang heruntergestürzt waren, durchschlagen wollten. Es kam zu einem entsetzlichen Dampfgemenge, das wohl in stummem furchtbarem Ringen eine halbe Stunde währte. Einer nach dem anderen von unseren paar Soldaten fiel und Löwe brach eben schwer verletzt zu Tode getroffen zusammen, als ein Vorstoß unserer Leute uns Luft machte und die Franzosen zurücktrieb. Sie kochten den Hang hinauf, während unser einziger noch lebender Hauptmann dem Major ergriffen die Hand schüttelte. Als wir uns umfahen, gewahrten wir, daß außer uns beiden von unseren Leuten niemand mehr am Leben war. Ich selbst hatte diesen Schuß ins Knie und einen Säbelstich über den Kopf erhalten, während Eder, der am verzweifeltsten gekämpft hatte, nur leichtere Verletzungen aufwies. Wir wurden zurückgebracht in unsere alte Stellung, und bald sank die Nacht auf die blutgedrängten Gefilde hernieder. Ich schlief etwas ein, zu Tode



ermattet von den Anstrengungen dieses Tages, als ich eine Hand an der meinen fühlte. Ich sah auf und erkannte im Mondschein das Gesicht des Majors; es war totenblau. „Ich möchte Sie etwas fragen,“ kam es abgerissen von seinen Lippen. „Aber ich verlange Ihre offene Meinung, auf Ihr Ehrenwort.“

„Aber selbstverständlich, Herr Major“, erwiderte ich. Er sah mich harter an: „Kann mir irgend jemand einen Vorwurf daraus machen, daß ich heute nachmittag unsere Leute aufforderte, sich zu ergeben?“

Ich war aufs Tiefste erschüttert. Denn aus dieser Frage klang die ganze Dual eines bis ins Tiefste getroffenen edlen und großen Herzens. Er hatte seinen Leuten wenigstens das Leben retten wollen; deshalb hatte er blutenden Herzens die Ergebung vorgeschlagen. Nun waren sie alle tot, und nur er und ich hatten uns durchgeschlagen und während ich im halben Bunsdieber lag, quälte er sich mit diesen Gedanken ab.

Ich sah ihm offen ins Gesicht und sprach mit Nachdruck: „Niemand, Herr Major. Ich hätte es genau ebenso gemacht wie Sie.“

Er schüttelte mir die Hand. „Ich danke Ihnen, Kamerad.“ Dann ging er.

Als ich am andern Morgen erwachte, erfuhr ich, daß er in der Nacht als Führer einer Patrouille, die mit einem tollkühnen nächtlichen Angriff durch den Steinbruch die Ferme zurückerobert hatte, gefallen war.

### Der Entdecker der Röntgenstrahlen.

Zum 70. Geburtstage Wilhelm Konrad Röntgens, 27. März.

Es gibt wohl kaum einen Physiker, dessen Name in weitesten Kreisen so bekannt geworden ist, wie der Wilhelm Konrad Röntgen in München, wenn auch die Engländer die von ihm entdeckten Strahlen unter geistlicher Verhöhnung des Namens des Entdeckers als X-Strahlen bezeichnen. Tak Röntgen so bekannt geworden ist, hat seinen guten Grund: die Entdeckung der Röntgenstrahlen mit ihren erstaunlichen Eigenschaften war nicht nur verblüffend und erregte mehr Aufsehen als irgend eine andere Entdeckung der modernen Physik, sondern sie erwies sich auch als außerordentlich fruchtbar und segensreich. Heute spielt sie eine gewaltige Rolle in der Heilkunde, und die Entwicklung der Röntgenindustrie, so der der Kranke „geröntgen“ wird, sowie die Röntgenbestrahlung, die gegen gewisse Krankheiten angewandt wird, haben eine große Industrie der Röntgenröhren hervorgerufen. Im Anfang des Jahres 1896, als die Wunder der Röntgenstrahlen bekannt wurden, sprach alle Welt von nichts anderem: in den photographischen Handlungen hingen die ersten Röntgenaufnahmen — meistens durchsichtige Gänge — aus, und Zeitungen und Zeitschriften brachten sie ebenfalls und behandelten die Entdeckung in langen Aufsätzen. Röntgen hat dem englischen Physiker Sir James Davidson einmal erzählt, wie es bei der Entdeckung der Röntgenstrahlen zutrug. Dieser besuchte Röntgen im Jahre 1896 in Würzburg. Das Gespräch zwischen den beiden Physikern muß ziemlich drohlig gewesen sein, denn der Engländer verstand wenig Deutsch und Röntgen nicht viel Englisch, so daß zu diesen beiden Sprachen das Lateinische als Auskunftsmittel herangezogen werden mußte. Sir James Davidson fragte: „Was taten Sie mit der Platinischen Röhre, als Sie die Entdeckung der X-Strahlen machten?“ — „Ich sah nach unsichtbaren Strahlen aus.“ — „Was brachte Sie auf den Gebrauch des Schirmes mit Pariumplatinocyanür?“ — „Wir benutzen ihn in Deutschland zur Beobachtung der unsichtbaren Strahlen des Spektrums, und ich hielt die chemische Verbindung für geeignet, auch etwa vorhandene unsichtbare Strahlen zu entdecken, die eine solche Röhre abgeben könne.“ — „Bei dem Besuche des Engländers in Röntgens Laboratorium lag dieser erste Schirm, ein einfaches Stück Pappe, mit entzogenen Argonhalogen der chemischen Verbindung auf dem Tische. Röntgen ergriffte dann den Verlauf seiner Entdeckung noch genauer: wie er alles Licht ausschließen wollte, dazu die Röhre sorgfältig mit schwarzem Papier umwickelte und zu seinem größten Erstaunen sah, daß der mehrere Meter entfernt liegende Schirm doch hell aufleuchtete. Auf die Frage des Besuchers, was Röntgen für bei dieser Beobachtung dachte, hat der deutsche Physiker die klassische Antwort gegeben: „Ich dachte überhaupt nicht, ich untersuchte.“

Physikalische Entdeckungen spielen sich meistens so ab, daß nach dem ersten Anstoß und seinem Bekanntwerden mehrere Gelehrte Vorkurs auf Bausteine zusammentragen, woraus allmählich ein einheitliches Bauwerk entsteht. Bei Röntgens Entdeckung war es aber anders: alle wesentlichen Eigenschaften der Röntgenstrahlen hat ihr Entdecker sogleich ausfindig gemacht, so daß den übrigen Forschern nur eine dürftige Nachlese blieb. Die Technik und die Anwendung ist freilich auch von anderen ausgehant worden, den Medizinern fällt hierbei ein großes Verdienst zu, und neuerdings ist die Röntgentechnik durch Zehnders Erfindung der gefahrlosen Röntgenröhre erheblich gefördert worden.

Neben den Röntgenstrahlen ist die sonstige Tätig seit Röntgens von der Allgemeinheit ziemlich unbeachtet geblieben. Röntgen, der unter Hundt in Bück seine Ausbildung genoss und darauf als Assistent seines Lehrers nach Würzburg kam, eine Zeitlang in

Strasbourg, in Hohenheim, in Gießen, und dann längere Zeit in Würzburg tätig war, folgte 1899 einem Rufe nach München, wo er seitdem geblieben ist. Die Entdeckung der Röntgenstrahlen gehört der Würzburger Zeit an. Seine experimentellen Arbeiten gelten unter anderem der genauen Bestimmung des Verhältnisses der spezifischen Wärmen der Luft, der Aenderung des Volumens und der Doppelbrechung elektrischer Körper durch Elektrifizierung und der elektrodynamischen Wirkung solcher Körper bei ihrer Bewegung im homogenen elektrischen Felde; weiter hat Röntgen auch die Kompressibilität von Flüssigkeiten und den Einfluß des Trudens auf einige physikalische Eigenschaften untersucht. Vor 14 Jahren hat Röntgen den Nobelpreis erhalten.

### Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Stod- oder Klippfisch mit ausgebratenem Speck oder Zwiebeln. 1/2 Pfd. trockenen Fisch, 100 Gr. Speck, 2 große Zwiebeln. Der Fisch wird der Länge nach durchgeschnitten und in 2 bis 3 fingerbreite Stücke geschnitten, dann wie vorher bereitet. Man setzt den Fisch mit kaltem Wasser aufs Feuer, zieht ihn, sobald er anfängt zu kochen, zurück und läßt ihn dann noch 10 bis 15 Minuten je nach der Größe der Stücke, ziehen. Zu diesen Fischstücken gibt man eine Sauce von ausgebratenem Speck und Zwiebelwürfeln. Schmachhaft sind hierzu in der Schale gekochte Kartoffeln (3 Pfd.). Für 4 Personen.

### Büchertisch.

Richard Wagner: Was ist deutsch? Schriften und Tichtungen des Meisters für die Zeit des heiligen deutschen Krieges ausgewählt von Professor R. Sternfeld. — Gemeinsohftlich mit G. A. W. Siegel's Musikalienhandlung (H. Pinnemann) herausgegeben von der Verlagsbuchhandlung Breitkopf & Härtel, Leipzig. Aus dem überreichen Schatz der Schriften Richard Wagners wurden in diesem Bändchen die wichtigsten, für die Kriegszeit bedeutungsvollen Aufsätze und Tichtungen zusammengestellt und für die Sammlung der Titel seiner Einzelschrift „Was ist deutsch?“ als Gesamtwerk gewählt. Richard Wagner ist für viele nur der große Musiker und Dramatiker; diese Auswahl seiner herrlichen Schriften bereitet jedoch, daß er auch mit dem Worte ein Wagnier und Vertreter seines Volkes, ein Welter und Wahrer deutschen Weisens und des Deutchtums war.

Deutsche Kriegerbibliothek herausgegeben von Toni Schwabe, erschienen im Franzenverlag, Jena. Preis pro Band 70 Pfennig. Der erste Band — Goethes Faust I — liegt uns vor. Folgende Bände sind als Fortsetzung geplant: II. Eichendorff; Aus dem Leben eines Taugenichts. — III. Fritz Reuter: Das Wandervogel, Woans ist tau'ne Frau kamm, De Waterkunst. — IV. Märkte: Die Historie von der schönen Lau, Lucie Gelmeroth. — V. E. Th. M. Doffmann: Das Fräulein von Scuberi. — VI. Heimat- und Liebeslieder. — Die ganze Ausstattung der Bücher verfolgt den einen Zweck, ein Buch speziell für den Soldaten im Felde zu schaffen.

„Bismarck“. Eine hübsche Gabe schenkt uns der Verlag der Montanus-Bücher (Herm. Montanus, Siegen und Leipzig) in dem hohen erschienenen Bismarckwerke dieser Sammlung: Wir finden hier fast 200 wertvolle Bilder aus dem Leben des Kanzlers, die in ihrer Gesamtheit einen intimen Reiz ausüben. Dieses überreiche Leben zeigt sich uns hier in allen seinen kleinen und so großen Ereignissen stark, trozig, fröhlich und ernst. Fürst Bülow förderte das vaterländische Buch und nahm die Widmung an, er stellte außerdem noch eines der seltensten Bismarckbilder, die drei Kanzler darstellend, aus seinem Privatbesitz zur Veröffentlichung zur Verfügung. Das von Walter Stein herausgegebene und mit einer Einführung versehene Werk kostet nur 2 Mark.

### Scherz-Arithmogriph.

Ein weißes, sehr bekanntes Tier,  
Man spelt es gern: 1 2 3 4.  
Ein Stimmlein, das wir alle kennen,  
Kann man „4 2 3 1“ nicht nennen.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Geographischen Verschiebels in voriger Nr.:  
Spanien  
Papel  
Perlin  
Indien  
Nizza  
Wien  
Paris  
Leulig  
Bayern.